Nr. 395. 38. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Freitag, 6. August 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Kriegsgefahr im Osten.

Nach allen Meldungen, die in den letzten paar Tagen über den Stand der kretischen Streitfrage eingegangen sind, muß man sich mit dem Gedanken an den plötzlichen Ausbruch eines Krieges zwischen der Türkei und ihrem hellenischen Nachbarn vertraut machen. Zwar haben vor wenigen Tagen erst zwei der leitenden Staatsmänner der meistbeteiligten Mächte, die Herren Pichon und Iswolski, ihrem festen Vertrauen in eine friedliche Schlichtung des verwickelten Problems Ausdruck gegeben, aber der Gang der Dinge rechtfertigt dieses Vertrauen nicht ganz. Die Erregung in der Türkei hat einen Grad erreicht, der es dem Kabinett nahezu unmöglich macht, sich dem Volkswillen, der nach dem Feldzug gegen Griechenland ruft, entgegenzustemmen, und die Pforte soll bereits ihren Gesandten in Athen auf unbestimmte Zeit beurlaubt haben. Noch weniger Beruhigung wird die Welt aus den Versicherungen des neuen griechischen Ministerpräsidenten schöpfen, der, wie ein Telegramm aus Paris berichtet, gestern dem Athener Vertreter des „Matin" erklärte, daß die beunruhigenden Gerüchte über die türkisch-griechischen Beziehungen erfunden seien. Es sei „durchaus sicher", daß diese Beziehungen auch in Zukunft korrekt bleiben würden. Dies Dementi ist allzu kategorisch, als daß es auf urteilsfähige Leute Eindruck machen könnte, und trägt zu sehr den Beigeschmack eines Beschwichtigungsversuchs, durch den der befürchtete Kurssturz der griechischen Papiere so lange als möglich hinausgeschoben werden soll. Daneben kam es Herrn Rhallys wohl auch darauf an, die absolut friedlichen Intentionen Griechenlands zu betonen, und in diesem Punkte verdient er vollen Glauben. Nach seinen gestrigen Erklärungen wird er, wenn die Haltung der Türkei zum Kriege treibt, den völlig Ueberraschten spielen können und einige Aussicht haben, vor dem friedensbedürftigen Europa für sein Land und dessen jetzige Regierung eine gute Note herauszuschlagen.

In der Tat geht die Gefahr der Stunde nicht unmittelbar von den Griechen aus, die wohl wissen, daß sie von einer kriegerischen Auseinandersetzung mit der Türkei nichts zu gewinnen und alles zu verlieren haben, sondern von der nationalen Erregung in der Türkei, vor allem von der Bewegung in dem jüngeren Teil der Armee und unter den Albanern, dann aber freilich auch von der Stellung der Kreter selbst. Diese haben sich den Schutzmächten, denen sie viel mehr als ihren eigenen grausamen Freiheitskämpfen zu verdanken haben, seit dem Abzug der vier Besatzungskontingente recht wenig dankbar erwiesen. Sie haben ihnen in der Angelegenheit der Fahnenhissung sofort Schwierigkeiten bereitet, die das sehr kitzliche Werk der Diplomatie in Athen und Konstantinopel noch dornenvoller, einen Erfolg noch fraglicher gestalten als bisher. Die ernsten Mahnungen, die der „Temps" gestern an die Adresse der Kreter gerichtet hat, lassen fast den Gedanken aufkommen, daß die Mächte einen Vorwand herbeiwünschen, um den ungebärdigen Inselbewohnern einen Teil des Schutzes, dessen sie sich wenig würdig erweisen, zu entziehen.

Am letzten Ende wird den Schutzmächten doch nichts übrig bleiben, als den Dingen ihren Lauf zu lassen, wenn wirklich die Türkei zu einem Kriege um Kreta entschlossen ist. Es fehlt ihnen nicht an Mitteln, ihren Vorstellungen bei der Pforte Nachdruck zu verleihen und auch eine starke gemeinsame Pression auf die Entschließungen des türkischen Kabinetts auszuüben. Schon der Gedanke an die absolute Notwendigkeit einer großen äußeren Anleihe wird die Machthaber in Konstantinopel geneigt machen müssen, den Ratschlägen der vier Mächte Gehör zu schenken. Allein die Entscheidung liegt nicht bei diesen gegenwärtigen Machthabern allein, die inneren Wirren, die Bewegungen und Strömungen innerhalb des ottomanischen Reiches können sie nötigen, den Friedensmahnungen der Mächte eine Weigerung entgegenzusetzen. Dann würden diese Mächte es sich doch zweimal überlegen, ob sie der Pforte gegenüber mit Gewaltmaßregeln drohen sollen, denn es könnte dadurch eine internationale Lage heraufbeschworen werden, die tausendmal ernster und gefährlicher wäre als eine den Kretern ungünstige Beendigung ihrer Freiheitsbewegung durch einen kurzen lokalen Krieg.

Noch aber glauben wir an die Möglichkeit, daß man in der Türkei zur Besinnung kommen, und daß es den führenden Männern gelingen werde, der militaristischen Agitation und der Volksbewegung Herr zu werden und so einen Krieg zu vermeiden, durch den die junge Türkei sich der ganzen Welt gegenüber ins Unrecht setzen würde. Denn dies muß gesagt werden, soviel auch die griechische Nation durch ihre offizielle und finanzielle Unterstützung der panhellenischen Bewegung gesündigt haben mag — in der kretischen Frage hat sich — seit der kretischen Deklaration vom Oktober vorigen Jahres — das offizielle Griechenland durchaus korrekt benommen. Ein Krieg um Kreta im gegenwärtigen Augenblick wäre ein von der Türkei provozierter Krieg. Der Vorwurf der willkürlichen Friedensstörung würde auf dem jungen Reiche haften bleiben, und es würde den leichten Sieg mit schweren Opfern an seinem Prestige als junger Kulturstaat zu bezahlen haben.

Ob dieser Verlust durch den Gewinn aufgewogen würde, den man sich in Konstantinopel von einem siegreichen Kriege für die Festigung der innerpolitischen Verhältnisse verspricht? Niemand vermag es zu sagen. Die Griechen im Reiche, deren friedliche Eingliederung in die neuerdachte einheitliche ottomanische Nation ein schöner Traum gewesen ist, würden erst recht ein Pfahl im Fleische der Türkei bleiben; die Ruhe des europäischen Reichsteils wäre auf lange hinaus unwiederbringlich dahin.

Man weiß das in Konstantinopel, man weiß auch, um wie viel selbst ein glücklich geführter Krieg die kulturelle und finanzielle Entwickelung des Landes zurückwerfen müßte, das wahrlich Besseres zu tun hat, als um einer eigentlich längst schon aufgegebenen Insel willen sich in Abenteuer zu stürzen. Aber man blickt auf die 40,000 Albanesen, die auf eigene Faust nach Griechenland zu ziehen drohen, man blickt auf die revolutionäre Gärung in Mazedonien, auf die intransigenten Aufrufe des Salonikier Comités, das den Sturz des Kabinetts Hilmi fordert, man horcht auf die Stimmen aus Asien, wo Millionen Mohammedaner erst durch einen Kampf des Halbmondes gegen das Kreuz dem neuen Regime gewonnen werden sollen. Man schaut auf die Verwirrung und Zersplitterung im weiten Reiche und glaubt, daß der erste Büchsenschuß Einigkeit und Zusammenschluß bringen werde — und man schreitet vielleicht zu starken Entschlüssen im Gefühl der Schwäche. Darum ist, wie sehr auch die Staatsmänner an ihrer Zuversicht festhalten, die Lage ernst und bedrohlich. Es sind die Zustände, die stärker sind als der Wille der leitenden Personen, und in den Verhältnissen, die der internationalen Diplomatie über den Kopf zu wachsen drohen, liegt die Gefahr.

*

Einziehung der griechischen Flagge auf Kreta.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊙ Wien, 6. August.

Nach Meldungen aus Kanea hat vorgestern abend der kretische Minister des Auswärtigen Venizelos seine Demission gegeben, weil die Behörden vormittags auf den öffentlichen Gebäuden die griechische Flagge aufgepflanzt ließen, obwohl die Flagge nur auf Festungen täglich, auf öffentlichen Gebäuden lediglich an anerkannten Festtagen gehißt werden darf. Heute vormittag wurden die Flaggen auf den öffentlichen Gebäuden eingezogen, und dem Drängen seiner Amtskollegen nachgebend, zog der Minister seine Demission zurück. Am 11. August tritt eine Versammlung von Deputierten zusammen, um über das Programm zu entscheiden, welches die kretische Regierung befolgen soll.

*

Die Forderungen der Pforte.

Nach einem Telegramm aus Konstantinopel von gestern ist bisher die Démarche der Türkei in Athen wegen Abberufung der griechischen Offiziere von Kreta unterblieben, weil sich der gestrige Ministerrat nicht über die Form einigen konnte. Es verlautet, die Pforte habe vorläufig unter Belassung eines Geschäftsträgers den türkischen Gesandten in Athen auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Die Pforte will angeblich auch die Entsendung von türkischen Offizieren nach Kreta als Gendarmerieinstruktoren fordern und weiter die öffentliche Erklärung verlangen, daß Griechenland an Kreta nicht interessiert sei. Die beabsichtigte Entsendung einer Flotte nach Kreta sei angeblich infolge einer partiellen Opposition im Ministerrate aufgegeben worden. Nachmittags teilte der griechische Gesandte der Pforte die Antwort der griechischen Regierung mit, wonach die griechischen Offiziere in Kreta nach dem Gesetz vom 30. November 1906 nicht mehr der aktiven Armee angehören.

Ueber das albanesische Massenmeeting in Monastir wird noch berichtet: Die Versammlung, die gegen das zögernde Verhalten der Regierung in der Kretafrage heftig protestierte, telegraphierte an den Großwesir, wenn die Regierung nicht energisch vorgehe, würden 40,000 Albanesen auf eigene Faust gegen die griechische Grenze marschieren. Der Großwesir, der das Telegramm während des Ministerrats erhielt, setzte sich telegraphisch mit den Versammlungsleitern in Verbindung und versuchte zu beruhigen. Die Erregung in Monastir soll jedoch fortdauern. An der Versammlung nahm eine große Zahl Offiziere und Soldaten teil. Die Nachricht machte in hiesigen politischen Kreisen starken Eindruck.

Der Kampf um Melilla.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β London, 6. August.

Der letzte Angriff der Riffkabylen auf die spanische Verteidigungslinie wurde nach hier eingegangenen Depeschen mit großen Verlusten der Marokkaner durch Eingreifen der Artillerie abgeschlagen. Nach einer Depesche der „Daily Mail" wäre durch Agenten der Spanier ermittelt worden, daß die Stämme in der Nähe von Melilla Frieden zu schließen wünschen, während die Kabylen im Hinterland und die unruhigen Stämme

Festtage in Cowes.

Von [Nachdruck verboten.]

M. Baumfeld.

Cowes, im August 1909.

An Bord des „President Lincoln". Die für Southampton bestimmten Passagiere stapfen ungeduldig am Verdeck herum. Fast drei Stunden sind wir im Hafen von Boulogne herumgelegen, um auf den Pariser Zug zu warten. Und jetzt geht es in die Nacht hinein mit all den Schwierigkeiten einer Ausbootung im Dunklen. Wir kommen auf die Höhe von Spithead. An einer fernen Mastspitze spielt ein tanzendes Licht. Da und dort wieder eins. St. Elmsfeuer. Ein seltenes Phänomen. Unglück bedeutend im Aberglaubenskodex der Seeleute. Je schärfer man hinsieht, desto öfter zuckt es auf. An ungezählten Masten. Das muß seine besondere Bedeutung haben. Denn ein so phänomenales Massenaufgebot gibt es nicht auf übernatürlichem Wege. Erlebt man heutzutage wirklich einmal ein Wunder, so ist es des Menschen Wille, der es schafft. Plötzlich geht es wie ein einziger Aufschrei über das ganze Schiff. Da draußen, wo uns vor einer Sekunde noch die tanzenden Lichter narrten, liegt eine ganze mächtige, wundervolle Flotte. Hundertundfünfzig Schiffe. In vier Reihen aufgestellt. Gebaut aus warmem, goldig flutendem Lichte. Jedes kleinste Detail sichtbar im strahlendsten Glanze. Mit einem Schlage zauberhaft aus dem Dunklen getreten. Und wir fahren wie richtige Potentaten die ganze lange Linie ab. Dann dreht der „Lincoln" bei, und wir verfolgen, Schiff an Schiff, das Phänomen von der Innenseite. Neben mir sind sich zwei Amerikanerinnen jubelnd um den Hals gefallen. Diesmal nicht aus Hysterie, sondern aus einem eigentlich ganz begreiflichen Ueberschuß an Freude, ein solches Schauspiel erleben zu dürfen. Das Beste, was die englische Flotte heute zu bieten hat, von den neuesten Dreadnoughts bis zu den neuesten Torpedozerstörern liegt zwischen Spithead und Cowes aufmarschiert, um dem verbündeten Zar den Willkomm zu bieten. Myriaden von Glühlampen sind notwendig gewesen, um ein nächtliches Schaustück zu schaffen, von dem mir späterhin ein russischer Offizier erzählte, daß der ähnliche Versuch in Cherbourg sich dagegen wie Kinderspiel ausgenommen habe.

Hinter den Schiffen hängt plötzlich eine riesenhafte, kupferiglänzende Kugel in der Luft. Meine Vermutung, es könnte der aus einem Dunstkreise aufgezogene Vollmond sein, wird von den Umstehenden als Naivität belächelt. So wenig will man in diesem Augenblick glauben, daß auch die Natur aus Eigenem ganz achtunggebietende Effekte beisteuern kann. Und wie eine kleine Viertelstunde später wirklich nur der Mond, höhergestiegen, als eine klare, sanfte Scheibe gegen ein Firmament steht, das angesichts der blendenden Helle auf dem Wasser, fast schwarz erscheint, nehmen ihm ein paar Engländer diese im Empfangsprogramm nicht vorgesehene Störung ordentlich übel.

* * *

Zeitig am anderen Morgen bin ich von Southampton nach Cowes hinübergefahren. Der erste Blick sucht natürlich das Märchen von gestern. Aber die Sonne scheint es verscheucht zu haben. Weniger poetisch ausgedrückt, ist, bis auf wenige Wachtschiffe, die gesamte Flotte bereits beim Morgengrauen nach ihren verschiedenen Stationen abgedampft. An ihrer Stelle nehme ich heute die Parade über ein paar hundert Jachten ab, die aus aller Herren Gewässern zusammengekommen sind, um Zeuge des Kampfes um das blaue Band von Cowes zu sein. Eine schmucker, gestreckter, blinkender als die andere. Mit dem, was sie kosteten, könnte man leicht die Schulden einiger kleinerer Staaten decken. Wo sich ihre Reihen lichten, sieht man einen Halbkreis mächtiger Panzer auftauchen, vom Top zum Mast über in großer Flaggengala. Die Engländer „Bellerophon", „Indomitable", „Invincible", „Inflexible", die Russen „Admiral Makarow", „Rurik" — das neueste Schiff der reorganisierten Flotte, das ich knapp zwei Wochen vorher in Kronstadt besucht hatte —, „Buchowski" und „Moskwitjann" sind zum Schutze der Zarenjacht „Standart" bestimmt. Mehr gegen das Land zu liegen die königlichen Jachten „Viktoria und Albert" sowie „Alexandra", das Gastschiff des schwedischen Kronprinzenpaares. Den innersten Schutzgürtel für den „Standart" bildet eine fast lückenlose Kette von an ihrer roten Flagge kenntlichen Polizeibooten, die unermüdlich kreisen, um alles, was nicht zarenfähig ist, im rigorosesten Sinne des Wortes fernzuhalten.

Als Nikolaus II., damals noch Zarewitsch, vor Jahren von der Hochzeit des Prinzen von Wales heimkehrte, wurde er gefragt, was eigentlich den stärksten Eindruck in England auf ihn gemacht habe? „Das Volk, das vor dem Buckingham-Palast auf die Königin wartete. Stundenlang, um schließlich einen kleinen, unscheinbaren Wagen vorüberfahren zu sehn. Denn von der Königin selbst werden nur die wenigsten wirklich etwas erblickt haben. Alle aber schienen glücklich zu sein. Eines Tages muß es in Rußland auch so werden." Ob der in der Zwischenzeit zum Selbstherrscher Aufgerückte, der die Anwesenheit einer ganzen Armee russischer, französischer und englischer Detektivs als störendes Element der Regatta verschuldete, trotzdem aber zögert, festes Land zu betreten, sich heute dieses Ausspruches noch erinnert?

* * *

Cowes ist heute internationaler als je gewesen. Das Debut des neuen „Meteor IV" hat die Reichsdeutschen, das überhaupt erste Erscheinen der königlich spanischen „Hispania" in diesen Gewässern hat, trotz der Schrecken von Barcelona und Melilla, die Spanier hierher geführt. Franzosen und Amerikaner sind seit Jahren treue Stammgäste der Cowes-Woche. Und was von den russischen Würdenträgern und Offizieren heute dienst- und repräsentationsfrei war, hat sich sicher auf der Glasterrasse vor dem königlichen Jachtklub eingefunden. Hier weilen zu dürfen, ist ein Adelsbrief in sich selbst. Als Heinrich VIII. und Vielbeweibte das heutige Klubhaus als Festung zum Schutze des Solents errichtete und überdies für unbequeme Mitwisser als Staatsgefängnis benutzte, ahnte er wohl kaum, daß Englands Klub- und Segelfreunde dereinst diese alten Mauern mit gesellschaftlichem Glanz verjüngen werden. Um sie herum prangen Gartenanlagen in der oft besungenen englischen Frische. Hier haben vor allem die Damen zweier Weltteile Gelegenheit auszufinden, welche von ihnen das Problem einer stilgerecht-fassinierenden Cowestoilette am schönsten gelöst hat. War es Miß Ynaaga, welcher Herr v. Iswolski so vielbemerkte Komplimente machte, Lady Joan Byng, die auch im Kostüm rosige Counteß Fitzwilliam, die weiße amerikanische Rixe Miß Naylor oder die Prinzessin Alexis Dolgoruki, die den Preis verdient? Vielleicht hätte ich das Problem wirklich gelöst, wenn mich nicht ein Kanonenschuß daran gemahnt hätte, daß der Start für die heißbegehrteste aller Segeltrophäen, den King's Cup, unmittelbar bevorstand. Gegen die fieberhafte Erregung, die nun einsetzte, gibt es wohl keine Schutzimpfung. Vergessen war im Augenblick Zar und König, der Wimpelwald da draußen in der Bay. Frauenschönheit und Männerwürde versank in nichts. Nur für die zwölf Renner vor der Startlinie, deren blütenweiße Segelflächen von einer frischen Brise frohverheißend geblüht werden, gibt es Auge und Sinn. Die Kaiserjacht vor allem wird von den Kennern ordentlich mit den Blicken geliebkost. Ein gefährlicher Konkurrent. Sie hat an sämtliche andere Boote Vorgaben zu leisten. Von 2 Minuten 21 Sekunden an „White Heather", der sie sich später als Siegerin beugen mußte, bis zu 70 Minuten 30 Sekunden an „Sea Bird". Und man gibt der Wahrheit nur die Ehre, wenn man sagt, daß ein Sieg dieses in Deutschland ganz aus